

mit der laienhaften Vorstellung der Nichtjuristen zusammen, es müsse doch klar aus dem Gesetz ableitbar sein, was Recht sei. Nichts irriger als das.“ (S. 323) In der Tat: Recht werde durch juristisches (Ver-)Handeln produziert – ein Spiel, aus dem Überschüsse: „Spiele, Teile, Fragmente, Fetzen, Balkanisierung“ resultierten (S. 328). Neben dem Überblick über die poststrukturalistischen Ansätze und Perspektiven und dem lexikalischen Nutzen liegt darin ein dritter Mehrwert der Anthologie: Viele der Beiträge nehmen diese Ansätze kritisch in den Blick und machen darauf aufmerksam, dass auch das postmoderne sozialwissenschaftliche Denken (wenn ich diese Kategorie hier noch einführen darf) modernen Essentialismen verhaftet ist. Darin liegt auch eine gewisse Hoffnung: Anders als in jüngster Zeit gelegentlich behauptet wird, hat sich das poststrukturalistische „Projekt“ offenbar noch lange nicht erschöpft.

Anmerkungen

- 1 M. Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1991, S. 44.
- 2 Das Zitat im Zitat stammt aus: M. Foucault, „Von anderen Räumen“, in: J. Dünne, S. Günzel, *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2006, S. 317-329.

Joachim Eibach / Horst Carl (Hrsg.): Europäische Wahrnehmungen 1650–1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse (The Formation of Europe. Historische Formationen Europas, Bd. 3), Hannover: Wehrhahn Verlag, 2008, 407. S.

Rezensiert von
Martin C. Wald, Hamburg

Der türkische Rhythmus-Musiker der Titelillustration – dem sog. „Berliner Kostümbuch“ von 1764 entnommen – schaut den Betrachter grimmig, ein wenig müde und insgesamt wenig einladend an. Und doch nimmt der Leser den gut ausgestatteten und sorgfältig lektorierten Sammelband, der auf eine Potsdamer Tagung von Mai 2005 zurückgeht, gerne zur Hand. Zwei konzeptionellen Beiträgen folgen elf Fallstudien in weitgehend historisch chronologischer Reihenfolge. Möglicherweise hätte es dem Leser mehr Orientierung gegeben, wenn die Aufsätze stringenter entlang der schillernden Forschungsbegriffe des Titels angeordnet worden wären. Denn drei „Achsen“ sind es, um die herum sich in den Augen der Herausgeber die Beiträge gruppieren: Europäische Wahrnehmungen, Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse. Wie in dieser Rezension zu zeigen sein wird, fehlt in diesem (bereits sehr weiten) Spektrum der in den Beiträgen besonders häufig zur Sprache kommende Aspekt der Transnationalität. „Europäische Wahrnehmungen“ verweisen auf den Aspekt der Konstitution des

„Europäischen“ als Neuem in Anschauung, Wahrnehmung und Verstehen des Anderen, Fremden. Joachim Eibach (S. 13–73) ergänzt das von Urs Bitterli aufgestellte bipolare Modell von der Wahrnehmung archaischer Völker als „edle Wilde“ oder „Barbaren“, indem er mit der „Annäherung“, der „Abgrenzung“ und der „Exotisierung“ drei idealtypische Kategorien definiert, in denen sich die Europäer das Fremde aneigneten. Aus seiner Analyse der europäischen Fremdwahrnehmungen von Türken, Chinesen und Schweizern in der Frühen Neuzeit geht hervor, dass sich die Aneignung der Türken (nach abklingender Türkenfurcht) als auch der Chinesen zu Beginn des 18. Jahrhunderts in exotistischer Neugierde äußerte, dann aber gegen Jahrhundertende „dauerhaft ins Negative umkippte“ (S. 73). Anders liegt der Fall der Schweiz, die im Großen und Ganzen diesem negativen Verdikt entging und weiterhin als positives Exempel taugte. Seit einer „Sattelzeit“ um 1700, in welcher, so Eibach, das Fremde sowohl im Bedrohlichen als auch Vorbildlichen begonnen wurde zu entzaubern, marschierte der Eurozentrismus. Doch weiterhin verglich sich Europa mit Asien; erst im 19. Jahrhundert war es dann jedoch nach einer Formulierung Jürgen Osterhammels „mit sich selbst allein“. In einer Reihe von Punkten bestätigt und ergänzt wird Eibach von Sven Trakulhun in einem Aufsatz über die Perzeption des persischen Kriegsherrn Nadir Schah im „aufgeklärten“ Europa und von Stephan Theilig, der die Presseberichterstattung über die erste osmanische Gesandtschaft in Berlin 1763/64 auswertet. Trakulhun (S. 229–250) kommt zum Ergebnis, dass Aufstieg und Fall des persischen Usurpators zu dessen Lebzeiten

(Nadir Schah starb 1747) noch als „allgemein-menschliche und daher kulturneutrale Dimension eines Helden“ (S. 249) verstanden wurde, während seine Massaker und Willkürhandlungen bald darauf den Niedergang und Verfall Asiens und damit die zivilisatorische Sonderstellung Europas repräsentieren konnten. Theilig (S. 131–160) hebt den „Event-Charakter“ (S. 152) hervor, den der Tagesablauf der türkischen Diplomaten in der preußischen Metropole für die Zeitungsleser annahm. Erstaunlich modern – man vergleiche die Gepflogenheiten der heutigen globalen „Gipfelitis“ – mutet der regelmäßige Besuch von Manövern, Schulen und Wissenschaftseinrichtungen durch die Türken an. Im Wahrnehmungsfeld zwischen Annäherung und Abgrenzung faszinierte die religiöse Differenz weniger als der fremdartige Habitus der Delegation. Vor diesen unter ständiger medialer Aufmerksamkeit täglich „Coffee, Confect, Confitüren, Erfrischungen“ zu sich nehmenden Türken mussten die Europäer eines nicht mehr haben: Angst.

Da Theilig auch türkische Quellen zur Verfügung stehen, werden bei ihm auch Tendenzen der „interkulturellen Kommunikation“ im 18. Jahrhundert nachvollziehbar. Darüber hinaus ist in dem Band diese „Achse“ unterrepräsentiert. Freilich ist dies bei interkontinentalen Themen aufgrund von Quellenlage und Sprachbarriere auch nicht weiter erstaunlich. Zu nennen bleibt lediglich Hillard von Thiessens Beitrag über konfessionelle Konflikte im Fürstbistum Hildesheim zwischen 1650 und 1750 (S. 101–129), in dem interkulturelle als interkonfessionelle Kommunikation aufgegriffen wird. Freilich ist Thiessens Hauptziel eine skeptische Prüfung der Konfessiona-

lisierungsthese. Das „konfessionell hybride Verhalten“ der Hildesheimer bewiese sich in Protestanten und Katholiken gemeinsamen alltagsreligiösen und magischen Praktiken. James Lee nutzt in einem Aufsatz über anti-katholische und diese ablösende anti-französische Gedenkpredigten englischer Geistlicher im späten 17. Jahrhundert (S. 161–184) nicht die Chance, dieser „protestantischen Wahrnehmung“ eine katholische entgegenzustellen und somit ein interkulturelles Konfliktfeld beschreibbar zu machen.

Stärker ist im Band der Bereich der „Medienereignisse“ gewichtet. Der historische Ereignisbegriff ist ja auch deswegen so diffus, weil er nicht unbedingt die das aktuelle Geschehen distribuierenden Medien als „Instrumente der Wirklichkeitskonstruktion“ mitbedenkt. Denn Medien, so Sven Trakulhun, „bringen eigenständige Kommunikationszusammenhänge hervor und können selbst Ereignisse generieren, insofern sie Öffentlichkeit(en) schaffen“ (S. 233). Auf einer hohen Ebene der theoretischen Reflexion operiert auch der konzeptionelle Beitrag von Thomas Weißbrich und Horst Carl (S. 75–98). Die Autoren zeichnen die frühneuzeitliche Konkurrenz zweier Begriffe von „Medienereignissen“ nach. Die Wirkungsabsicht medialer Repräsentationen von höfischem Fest und Zeremoniell entsprach dem des Festes selber: einen lebendigen Gesamteindruck zu geben und den Betrachter – abgestuft nach seinem sozialen Rang – in die Rolle eines Teilnehmers zu versetzen. Der Überführung dieses „Präsenzmediums“ in ein publizistisches „Bild- und Textmedium“ entsprach ein Wandel in der Auffassung vom Nachrichtenwert eines Ereignisses und somit selbst der Zeiterfahrung: Nicht mehr

die vorhersehbare Repetition von Feierelementen in einem bestimmten Ensemble von Anlässen „machte ein Ereignis“, sondern die Qualität des Außerordentlichen und Unerwarteten, die „stets überholbare Aktualität“ (S. 88). Diesen Paradigmenwechsel machte sich die Zeitung als Informationsmedium zunehmend zunutze, ohne in der Folge vollständig auf eine „Präsenz suggestion“ verzichten zu können. Welche große Rolle gerade die Bildmedien für die Wirklichkeitskonstruktion spielten, stellt Joachim Rees im Zusammenhang mit der europäischen Entdeckungs- und Expansionsgeschichte in Brasilien dar (S. 251–298). Doch Rees' drei gewählte Fallbeispiele von Bildtypen und Distributionswegen liegen sehr weit auseinander und lassen in ihrer Vereinzelung kaum verallgemeinernde Aussagen über die europäische Aneignung eines fremden Kontinents zu. „Wie das riesige Territorium jenseits des Atlantiks binnen weniger Jahre medial als ein Imaginationsraum konstituiert wurde“, kann der Artikel entgegen dem Fazit deshalb nicht darstellen, sicher ist bloß, dass dies geschah. Spannend ist es dennoch zu lesen, dass die europäischen Zeitgenossen der an einen schlafenden Riesen gemahnenden Topographie an der Küste bei Rio de Janeiro eine politische Teleologie einschrieben, oder dass der Franco-Brasilianer Hercule Florence einen wichtigen, heute vergessenen Beitrag zur Frühgeschichte der Photographie leistete, gerade weil ihm dort eine Infrastruktur traditioneller Reproduktionstechnik fehlte. Das intensive Licht, das Florence für sein neuartiges Druckverfahren benötigte, konnte nur die Sonne Brasiliens liefern. Zwei sehr verschiedene Medienereignisse, gleichwohl durch den Nachrichtenwert

des „Katastrophalen“ verklammert, nehmen sich die Historiker Matthias Georgi und Rolf Reichardt vor: das Erdbeben von Lissabon 1755 und die europäischen Revolutionen 1848. Die Engländer, so Georgi, interpretierten die Zerstörung der portugiesischen Hauptstadt zunächst als Strafe Gottes für die Katholiken, deuteten sie im Verlauf der Debatte jedoch zunehmend als Warnung an die Engländer im Zeichen heraufziehender Kriegsgefahr um (S. 185–205). Nicht nur die englische Selbstwahrnehmung war dabei religiös geprägt – als Protestanten und auserwähltes Volk Gottes –, auch der „Bedrohungsraum“, in dem Katastrophen medial verarbeitet wurden, war christlich definiert und zwischen Sündern, Büßern und Opfern aufgeteilt. Interessanter als Erdbeben in Kairo und Konstantinopel waren deshalb nicht nur Erdbeben in Lima und Lissabon, sondern auch Heuschreckenplagen in Transsylvanien.¹ Die folgende kommunikative Verdichtung in Europa hat Reichardt im Blick, wenn er in vorbildlicher, stets transparenter Weise die Bildberichterstattung der Barrikadenkämpfe in Frankreich und Deutschland im Februar, März und Juni 1848 vergleicht. 1842/43 hatten sich kurz hintereinander in London, Paris und Leipzig Illustrierte Zeitungen ge- und damit eine neuartige Bildpresse begründet (S. 339–387). Diese Blätter tauschten ihre Clichés zu Schlüsselereignissen untereinander aus und prägten so in ihren drei Nationen – anders als noch zur Julirevolution 1830 – identische Bilder der Ereignisse. National- traten deshalb hinter Sozialstereotype zurück.

Reichardt misstraut also zu Recht dem Paradigma, im Jahrhundert der modernen Nation müssten Kommunikationsprozesse

und Wahrnehmungsmuster ebenfalls nahezu ausschließlich national verfasst gewesen sein. In Wirklichkeit wirkten Vorstellungen vom christlichen Abendland – siehe den Beitrag Georgis –, sondern auch von einer europäischen République des Lettres dauerhaft weiter in Richtung einer stabilen europäischen „Transnationalität“ – der durch Titel und Herausgeberwort „verleugneten vierten Achse“ des Sammelbands. Kirill Abrosimov berichtet von einer symptomatischen Arbeitsteilung zweier den Idealen der „empfindsamen Aufklärung“ verpflichteten Periodika, dem französischen „Journal étranger“, einem öffentlichen Journal, das nur über ausländische Literatur berichten durfte, und der „Correspondance littéraire“ Friedrich Melchior Grimms, mit dem nur eine Handvoll aufgeklärter Herrscherpersönlichkeiten in ganz Europa beliefert wurden (S. 207–228). Abrosimov führt den Leser also in ein klassisches Zeitalter europäischer Transnationalität im 18. Jahrhundert. Dabei traten Konzept und Vision einer Sprachgrenzen überschreitenden „Weltliteratur“ jedoch in einen problematischen Dualismus „zwischen dem universellen Wirkungsanspruch und dem elitären Selbstverständnis der Trägerschicht“ (S. 228). Demgegenüber erscheinen die Ergebnisse Susanne Lachenichts über die transnationalen Dimensionen des Hambacher Fests (S. 319–337) wenig neu oder gar überraschend: Ja, Polen und Franzosen nahmen an der nationalen Feier auf dem Pfälzer Schloss am 27. Mai 1832 teil, und ebenso wurde die Kunde vom Fest in Warschau und Paris vernommen und verbreitet. Der „Völkerfrühling“ übte eine europaweite Anziehungskraft aus, der deutsche Nationalismus verbrüdete sich mit den

als verwandt empfundenen Freiheitsbewegungen. Lachenicht transportiert unreflektiert einen Widerspruch: Wie könnte denn das Hambacher Fest ein „nationales Ereignis“ gewesen sein, wenn es doch erklärter Wille der Teilnehmer eben dieses Festes gewesen ist, die deutsche Nation (in einem verfassungsgebenden Akt) erst noch zu begründen? Besondere „transnationale“ Qualitäten werden gemeinhin auch dem europäischen Judentum zugewiesen, und anhand der Rothschild-Brüder Nathan, Amschel Mayer, Salomon, Jakob (James de) und Carl, die in London, Frankfurt, Wien, Paris und Neapel ansässig wurden, vollzieht Rainer Liedtke (S. 299–318) nach, „inwiefern sich die Mitglieder dieser Familie primär als einer jüdischen Nation zugehörig fühlten oder sich als Angehörige existenter oder im Werden begriffener Nationen betrachteten“ (S. 300). Liedtke bezeichnet das nationale Bewusstsein der Rothschilds als letztlich „elektiv“: Der Wohnsitz war entscheidend, und darüber hinaus kamen die fünf Rothschilds zu individuell ganz unterschiedlichen Lösungen, wobei der in den Gastgebernationen vorhandene Antisemitismus offenbar nur eine untergeordnete Rolle spielte. Insgesamt seien, etwa in einer zu schreibenden Geschichte der Juden im europäischen Bankgewerbe², nationale Loyalitäten relativ unwichtig; zentrale Untersuchungskategorie müsse die Transnationalität sein.

Der insgesamt gelungene Band leidet also letztlich nur unter wenigen schwächeren Beiträgen und unter der nicht immer gegebenen Verbindbarkeit der Aufsätze mit den theoretischen Rahmenkonzepten und untereinander – verstärkt durch fehlende innere Gliederung, die auch den Aspekt der Transnationalität prominenter hätte

herausstellen können. Die orientierendste Lektüre bietet der Aufsatz von Weißbrich/Carl, die interessanteste jener von Theilig, die perspektivenreichste jener von Rees und die befriedigendste jener von Reichardt. Durch den grimmigen osmanischen Musiker des Einbands jedenfalls sollte sich niemand von der Lektüre abschrecken lassen.

Anmerkungen:

- 1 M. Georgi, Heuschrecken, Erdbeben und Kometen. Naturkatastrophen und Naturwissenschaft in der englischen Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts, München 2009.
- 2 R. Liedtke: N M Rothschild & Sons. Kommunikationswege im europäischen Bankenwesen im 19. Jahrhundert, Köln 2006.

Thomas Adam, *Buying respectability. Philanthropy and urban society in transnational perspective, 1840s to 1930s (= Philanthropic and Non-profit Studies)*, Bloomington: Indiana University Press 2009, S. 256.

Rezensiert von
Stefanie Bietz, Leipzig

Mit seiner Veröffentlichung zur Wohltätigkeit und städtischer Gesellschaft in transnationaler Perspektive von 1840 bis 1930 präsentiert Thomas Adam Ergebnisse seiner umfangreichen Forschungen, die in Leipzig vor etwa zehn Jahren ihren Ausgang nahmen und ihn schließlich auch in amerikanische, britische und kanadische Metropolen führten.